This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BF
613
F53
1896

A 3 9015 00392 480 3
University of Michigan – BUHR

Kleine Schriften. 6.

Das Verhältniß

zwischen

Willen und Verstand

im

Menschen.

Vortrag

in Gegenwart der Höchsten Herrschaften

gehalten

im Residenzschlosse zu Karlsruhe
am 28. März 1896

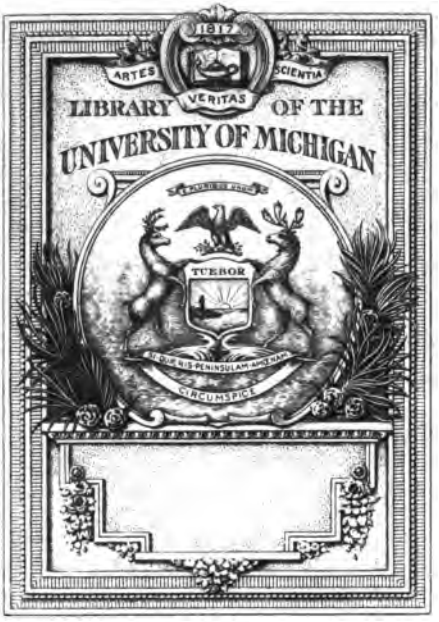
von

Kuno Fischer.

Zweite Auflage.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1896.

HOFF THIEME
FORT WAYNE
IND.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BF
613
.F53
1896

BF
613
.F53
1896

100

Kleine Schriften

von

Kuno Fischer.

6.

Das Verhältniß

zwischen

Willen und Verstand

im

Menschen.

Vortrag

in Gegenwart der Höchsten Herrschaften

gehalten

im Residenzschlosse zu Karlsruhe
am 28. März 1896

von

Kuno Fischer.

Zweite Auflage.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Alle Rechte, besonders das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

BF
613
F53
1896

Vorwort.

Dieſer Vortrag iſt zuerſt als Handſchrift gedruckt und der Zuhörerſchaft mitgetheilt worden, die ihn zu leſen wünſchte, nachdem ſie ihn gehört hatte. Da er nun auf dem Wege der weiteren Mittheilung auch eine weitere Zuhörerſchaft gefunden hat, die das Schriftchen zu behalten wünſcht, während andere demſelben nachfragen, ſo will ich nicht hindern, daß es in unveränderter Geſtalt herausgegeben und in die Sammlung meiner Schriften aufgenommen wird.

Heidelberg, im November 1896.

K. F.

Inhalt.

		Seite
I.	**Das Thema**	9
II.	**Das Problem**	14
	1. Die Priorität des Willens	15
	2. Die Priorität des Verstandes	16
	3. Die Willkür	17
III.	**Der unbewußte oder blinde Wille**	21
	1. Die Leibesactionen	21
	2. Der Leib als Willenserscheinung	23
IV.	**Der Wille als Kraft**	30
	1. Die Naturkräfte	30
	2. A. Schopenhauer und A. Comte	32
V.	**Wille und Verstand: der Einfluß des Willens**	34
	1. Die Voreiligkeit	36
	2. Die Verfälschung	36
	3. Die Vorurtheile	37
	4. Die Nachurtheile	39
	5. Die Anspornung des Verstandes	40
	6. Die Schärfung des Gedächtnisses	41
VI.	**Verstand und Wille: der Einfluß des Verstandes**	42
	1. Die Erleuchtung des Willens	42
	2. Das Mitleid und das Weinen	44
	3. Mitleid und Liebe	48
VII.	**Die Selbstbeherrschung**	49
VIII.	**Kopf und Herz**	52

Das Verhältniß zwiſchen Willen und Verſtand im Menſchen.

I. Das Thema.

Als mir die höchſt ehrenvolle Aufforderung zu Theil wurde, an dieſer Stelle am heutigen Abend einen Vortrag zu halten, ſo waren mir alsbald drei Themata gegenwärtig, die bei aller Verſchiedenheit etwas Gemeinſames hatten: ich dachte zuerſt an die Bedeutung des heiligen Thomas von Aquino, des anerkannt gewaltigſten Philoſophen des chriſtlichen Mittelalters und der römiſchen Kirche; dann richtete ſich mein Augenmerk auf die Bedeutung des franzöſiſchen Philoſophen René Descartes, eines der größten Denker Frankreichs und der Welt, deſſen dreihundertjähriges Geburtsjubiläum in den nächſten Tagen bevorſteht.

Thomas hatte gelehrt, daß in dem aufwärtsgerichteten Stufenreiche der Welt, das von den unterſten Weſen zu den höchſten und zu dem Allerhöchſten, von

dem Orte der Verworfenen zu dem der Seligen emporſteigt, alles durch die göttliche Einſicht und Weisheit vollkommen geordnet und beſtimmt ſei. Dieſer Grundanſchauung gemäß gilt das Princip: daß der Wille durch den Verſtand determinirt wird und ihm gehorcht.

Auch hat Thomas dieſen Grundſatz in ſeinem Leben und Handeln verkörpert. Er hatte frühzeitig die Ueberzeugung gewonnen, daß es nichts Höheres gebe als die geoffenbarten Glaubens- und Heilswahrheiten der Kirchenlehre, daß man daher nichts Beſſeres thun könne, als dieſe Wahrheiten lehren, beweiſen und predigen. Deshalb wurde er aus innerſtem Drange mit ſechszehn Jahren Dominikaner. Er ſtammte aus einer der vornehmſten Familien: väterlicherſeits von dem Geſchlechte der Frangipani, woraus Papſt Gregor der Große hervorgegangen war; mütterlicherſeits war er mit den Hohenſtaufen verwandt und ein Vetter Kaiſer Friedrichs II. Seine Familie ſuchte ihn dem Orden zu entreißen und nahm ihn gefangen. Auf dem väterlichen Schloſſe Rocca Sicca bei Neapel ſtreng bewacht, hat er mit ſeiner Familie, insbeſondere mit ſeiner Mutter, einer normanniſchen Fürſtentochter, gerungen und zuletzt ſeinen Willen behauptet. Er blieb Dominikaner und wurde der größte Mann des Ordens.

Als er im Dominikanerkloster zu Paris in den Jahren 1245 bis 1248 seine Studien fortsetzte, hatte er eines Tages zu Tisch die Lectio zu halten. Einer der Oberen bemerkte ihm, daß er ein Wort falsch ausgesprochen habe. Thomas verbesserte sich sogleich. Als man ihm nachher sagte, daß er jenes Wort ganz richtig ausgesprochen und nicht er, sondern der Vorgesetzte sich geirrt habe, antwortete Thomas: „es kommt wenig darauf an, wie ein Wort gesprochen wird, aber sehr viel darauf, daß ein Dominikaner gehorcht". Eine solche Gesinnungsart ist es, wodurch die Dinge, denen sie gewidmet wird, wachsen und groß werden.

Wenn aber alles in der Welt durch die göttliche Weisheit auf das Beste und Vollkommenste geordnet ist, so muß gefragt werden: „Woher kommen unsre Irrthümer und Sünden?" Diese Frage ist auch dem thomistischen System auf dem Fuße gefolgt. Noch innerhalb der mittelalterlichen Kirchenlehre, die man Scholastik nennt, hat ein sehr bedeutender und scharfsinniger Mann, der Franziskaner Johannes Dun Scotus, gefunden, daß in der Art, wie Thomas das Verhältniß zwischen Verstand und Willen angesetzt habe, ein Grundfehler enthalten sei,

und die Herrſchaft oder der Primat nicht dem Verſtande, ſondern dem Willen gebühre.

Indeſſen will ich dieſe Frage jetzt nicht auf den Wegen der Scholaſtik näher verfolgen.

Die Frage ſelbſt führte mich, indem ich meine Themata überdachte, weit über die Scholaſtik hinaus zu Descartes, einem der unbeſtrittenſten Begründer der neueren Philoſophie. Seit jenen Tagen des Thomas Aquinas im Dominikanerkloſter zu Paris waren vier Jahrhunderte verfloſſen, als Descartes ſeine epochemachenden Hauptwerke veröffentlicht hatte (1644). Auch ihn hatte der Durſt nach Wahrheit frühzeitig ergriffen und ſich des ſechszehnjährigen Jünglings auf der Jeſuitenſchule zu La Flèche bemächtigt. Um ſich ihrer Erforſchung ganz hingeben und ſeine Werke in ungeſtörteſter Ruhe verfaſſen zu können, hatte er ſich als ein Mann von dreiunddreißig Jahren in die Niederlande begeben, um hier in Städten und Dörfern abwechſelnd ſo einſam und verborgen wie möglich zwanzig Jahre lang zu leben. Er nannte Holland gern ſeine „geliebte Einſiedelei"; er iſt einer der wenigen Franzoſen, vielleicht der einzige geweſen, dem Paris auf die Dauer unerträglich war. In einem Dorfe Nordhollands war ihm wohler.

Als er sich zum letztenmale in der Hauptstadt seines Vaterlandes aufhielt, kurz vor seiner Abreise nach Schweden und kurz vor seinem Tode, schrieb er an einen Freund: „Ich sehne mich nach meinem Dorf, denn hier in Paris ist die Illusion epidemisch". Und es war ja der innerste Beruf und die Aufgabe seines Lebens, das Wesen der Dinge zu erkennen nach Abzug aller Illusionen.

Auch er sah sich vor die Frage gestellt: wenn alles in der Welt nach göttlicher Weisheit und Güte auf das Beste geordnet ist, woher kommen unsre Irrthümer? Woher dieses Heer von Täuschungen, das uns gefangen hält? Nach einer tiefen Selbstprüfung war er zu der Einsicht gelangt, daß alle unsre Irrthümer, alle unsre Illusionen *Selbsttäuschungen* seien, welche der Wille vermeiden kann und darum verursacht, wenn er sie nicht vermeidet. Jeder Irrthum sei eine *Willensschuld*. Wenn wir nur den ernsten Willen zur Wahrheit haben, wenn wir nur wahr gegen uns selbst, d. h. wahrhaftig sind und ernstlich sein wollen, so werden wir uns nie Gewißheiten einbilden, die wir nicht haben, und niemals wissen oder zu wissen *scheinen* wollen, was wir in Wahrheit nicht wissen.

Wenn es aber der Wille iſt, der den Irrthum ſowohl verſchuldet, als er im Stande iſt, ihn zu verhüten und uns davor zu bewahren; wenn der Wille die Wege des Verſtandes ſowohl zu erleuchten, als auch zu verfinſtern vermag: ſo iſt offenbar nicht der Wille vom Verſtande abhängig, ſondern die Sache verhält ſich umgekehrt.

So kam es, daß die Frage zwiſchen Willen und Verſtand in der menſchlichen Natur mir unwillkürlich als ein drittes Thema erſchien, welches die beiden andern gleichſam in ſich faßte. Und auf dieſes dritte Thema haben Seine Königliche Hoheit den heutigen Vortrag hinzuweiſen geruht.

II. Das Problem.

Die Sache ſelbſt iſt ſehr gewichtig. Denn da Wille und Verſtand die beiden Grundvermögen der menſchlichen Natur ausmachen, ſo iſt die Frage nach ihrem Verhältniß die Grund- und Fundamentalfrage aller in die Tiefe gerichteten Menſchenkenntniß. Daher will ich die Beantwortung an der Hand weder des Thomas noch des Descartes, ſondern unſerer eigenen Erfahrung verſuchen.

1. Die Priorität des Willens.

Eine unserer frühsten und alltäglichsten Erfahrungen lehrt uns, daß zu allem Erkennen, zu jeder Verstandesthätigkeit, auch der scheinbar leichtesten, eine gewisse Anstrengung und Arbeit gehört, und sich die Dinge keineswegs von selbst verstehen, wie sehr viele meinen, nachdem man das so überaus beliebte Wort „selbstverständlich" erfunden hat.

Um irgend etwas zu verstehen, was es auch sei, dazu muß man aufpassen und aufmerken. Freilich ist das Aufpassen noch nicht das Verstehen, und die Aufmerksamkeit noch nicht das Verständniß, aber ohne jene ist dieses unmöglich. Wie oft muß der Lehrer zum Schüler sagen: „Paß auf! Sei nicht zerstreut, sammle dich, richte dich auf den Gegenstand!" Er setzt mit Recht voraus, daß der Schüler im normalen Zustande aufpassen und aufmerken kann, wenn er nur will. Zu allem Erkennen gehört die Aufmerksamkeit, und zu dieser der Wille, ohne welchen der Verstand keinen Schritt thut.

Daß wir unsere Verstandesthätigkeit anspannen und auf ein bestimmtes Ziel richten müssen, um zu irgend welcher Einsicht zu gelangen, ist, wie mir scheint, der einfachste, durch das ganze Leben sich

täglich ſo oft wiederholende Beweis, daß der Wille dem Verſtande vorausgeht.

2. Die Priorität des Verſtandes.

Trotzdem hat die entgegengeſetzte Lehre, welche dem Verſtande die Priorität und Herrſchaft zuſpricht, indem ſie unſer Wollen durch unſer Erkennen beſtimmt werden läßt, immer ihre Geltung behauptet. Dieſelbe beruft ſich ebenfalls auf die Erfahrung und nimmt ihre Zeugniſſe aus dem Gebiete unſerer entwickelten und reifen Erkenntniß- und Geiſteszuſtände. Die menſchliche Vernunft beſchreibt einen weiten Geſichtskreis. Wir haben die Gegenwart vor uns, wir blicken zurück in die Vergangenheit und ſchauen hinaus in die Zukunft, in der ſo viele Pläne ausgeführt, ſo viele Zwecke erfüllt, ſo viele Ziele erreicht ſein wollen.

Unſere Zwecke ſind die Beweggründe oder Motive unſerer Handlungen. Wo aber Gründe ſind, da ſind immer auch Gegengründe, und aus der Vergleichung beider entſteht ein Conflict der Motive, der um ſo ſtärker und bedeutſamer iſt, je ſchwieriger und wichtiger die Handlungen ſind, die wir vorhaben. Um uns zu entſchließen und zu handeln, müſſen wir die

Beweggründe für und wider sehr sorgfältig erwägen, überlegen und prüfen. Hier hilft nun kein Lehrer mit seinem „Paß auf!“ (denn ich passe schon von selbst auf), sondern hier ist der Apostel zu hören und zu beherzigen: „Prüfet alles und das Beste behaltet!“ Prüfet die Motive und wählet die richtigsten! Von dieser sorgfältigen Prüfung, Abwägung und Wahl der Motive sind unsere Entschließungen und Handlungen abhängig.

Wenn man diesen Geisteszustand vor Augen hat und demgemäß das Verhältniß zwischen Willen und Verstand auffaßt und bestimmt, so gilt der Satz: „Wie das Erkennen, so das Wollen, wie der Verstand, so der Wille“. Der Verstand schreibt vor, der Wille führt aus; jener herrscht, dieser gehorcht.

3. Die Willkür.

Indessen haben wir es in dem gegebenen Fall nicht mit allem Willen, sondern mit einer besonderen Willensart zu thun, nämlich mit demjenigen Willen, welcher sich seiner Zwecke bewußt ist und nach erkannten und gewählten Zwecken handelt. Diesen wählenden Willen nennt man Willkür; diese ist keineswegs, wie man gewöhnlich meint, unbestimmt, grundlos und frei, sondern stets durch die Einsicht und

Wahl des Beſſeren, ſei es auch nur der Schein des Beſſeren, beſtimmt. Und wodurch wird dieſe Wahl und Einſicht beſtimmt?

Der engliſche Philoſoph Locke erzählt von einem Augenarzt, der einem ſeiner Patienten, der wohl etwas dem Trunke ergeben war, folgenden Rath ertheilt habe: „Wenn Ihnen das Trinken lieber iſt, als das Sehen, ſo iſt der Wein für Sie das Beſte, wenn Ihnen aber das Sehen lieber iſt, als das Trinken, ſo iſt der Wein für Sie das Schlimmſte".

Der Patient konnte wählen. Was wird er gethan haben? Wenn er ein Trinker von Profeſſion war, ſo wird er den Wein gewählt haben, denn er war ihm lieber, als die Augen. Wenn er aber bei Sinnen und vernünftig war, ſo wird er ſeine Augen vorgezogen und ſich das Trinken abgewöhnt haben. Was für eine Wahl er getroffen haben wird, hängt alſo zuletzt davon ab, was für ein Menſch, was für ein Charakter oder Wille er war.

Ich erinnere an die Fabel vom Hercules, der am Scheidewege ſtand zwiſchen Tugend und Laſter: er hatte zu wählen, aber er konnte nicht anders wählen, als er gewählt hat, denn er war der Sohn des Jupiter!

Um aber das umfassendste und bekannteste aller Beispiele zu nennen, so gründet sich auf die Willkür oder die menschliche Wahlfreiheit, die von der Erkenntniß und Prüfung der Motive und Gegenmotive abhängt, nichts geringeres als unsere Strafgerechtigkeit und ihr Gesetzbuch. Wer ein Unrecht, ein Vergehen, ein Verbrechen begeht, verspricht sich von seiner Handlung gewisse Vortheile. Diese Vortheile sind die Motive des Uebelthäters. Die angedrohten Nachtheile oder Uebel, welche die Strafe ihm zufügt, sind die Gegenmotive. Der Strafcodex enthält die Aufführung dieser Gegenmotive. Vorausgesetzt wird der ungehemmte Gebrauch der zur Prüfung und Erkenntniß der Motive und Gegenmotive nöthigen Geisteskräfte, d. i. die Freiheit des Urtheils, die man die intellectuelle oder Geistesfreiheit nennt. Auf dieser beruht die Verantwortlichkeit und damit die Straffälligkeit des Thäters. Die Strafgerechtigkeit will durch die Nachtheile oder Uebel, welche die Strafe mit sich bringt, vom Unrecht abschrecken, wie man früher gesagt hat, oder, wie es heute heißt, einen psychologischen Zwang auf den Willen ausüben, damit dieser die Nachtheile der Strafe für schlimmer erachte, als die Vortheile des Unrechts, und dieses

letztere aus kluger Rückſicht auf das eigene Wohl unterlaſſe. Die Gegenmotive ſollen ſtärker wirken als die Motive.

Wie die Prüfung und Wahl ausfällt, wird auch hier ſchließlich davon abhängen, was für ein Menſch, was für ein Charakter der Prüfende iſt; es wird auf ſeine Willensbeſchaffenheit und Willensrichtung ankommen, die aller Willkür und allem bewußten Handeln vorausgeht und tiefer liegt als beide.

Daher werden wir nicht ohne weiteres den Satz gelten laſſen: „Wie der Verſtand, ſo der Wille; wie das Erkennen, ſo das Wollen". Dann wäre es der Wille, der vom Verſtande ausgeht und abhängt. Wenn es ſich wirklich ſo verhielte, ſo würde es unmöglich ſein, blindlings zu wollen; es wäre dann unmöglich, daß mit vielem Verſtande ein ſchwacher Wille und mit einem ſchwachen Verſtande ein heftiger Wille verknüpft ſein kann. Wenn zu allem Wollen Gründe gehörten, wie ſie der Verſtand auffindet und braucht, ſo könnte man nicht grundlos in Zorn gerathen und ſich ärgern, wie man es doch ſo häufig erlebt.

Wir müſſen demnach zwei Willensarten wohl unterſcheiden: 1. die Willkür als die uns völlig

bekannte, weil im Lichte des Bewußtſeins gelegene, durch die Erkenntniß und Prüfung der Motive erleuchtete und gelenkte Willensart, und 2. die allem Erkennen und bewußten Handeln vorausgehende, welche eben deshalb als ein unbewußtes oder blindes Wollen, als ein unwillkürliches Wollen und Handeln aufzufaſſen und zu bezeichnen iſt.

III. Der unbewußte oder blinde Wille.

1. Die Leibesactionen.

Wir pflegen willkürliche und unwillkürliche Handlungen auch in unſeren Leibesactionen zu unterſcheiden. Dieſe ſind ohne Ausnahme Bewegungen, entweder willkürliche oder unwillkürliche. Dieſelbe Bewegung, je nach den Bedingungen, aus denen ſie erfolgt, iſt jetzt unwillkürlich, jetzt willkürlich. Um bei vermehrtem Lichtreiz eine ſchmerzliche Affection abzuwehren, ziehe ich die Augenmuskeln zuſammen und verengere die Pupille: dieſe Bewegung geſchieht unwillkürlich. Um einen Gegenſtand in der Nähe ſo deutlich wie möglich zu ſehen, mache ich ganz dieſelbe Bewegung, die aber jetzt willkürlich geſchieht. Ebenſo erweitere ich willkürlich die Pupille und thue meine Augen weit auf, um in die Ferne zu ſehen.

Niemand zweifelt, daß unſere Affecte, wie Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn, Schreck, Gram u. ſ. f. Willenszuſtände und Willenserregungen ſind, die ſich unwillkürlich verleiblichen, Freude und Hoffnung in beſchleunigtem Herzklopfen, der Zorn in raſcherem Blutumlauf, der Schreck im Erbleichen, der Gram in der Störung und Untergrabung der vitalen Functionen u. ſ. f.

Alle unſere Leibesactionen, die willkürlichen und die unwillkürlichen, werden durch die Nerven geleitet, dieſe aber unterſcheiden ſich in zwei beſondere Syſteme: das centrale mit Gehirn und Rückenmark, wovon die ſenſibeln und motoriſchen Nerven ausgehen, und das ſogenannte ſympathiſche mit den kleinen Centris, den Nervenknoten oder Ganglien und deren Verflechtungen. Jene lenken die willkürlichen Bewegungen, als da ſind die der Arme, Beine, Augen, Zunge, Lippen u. ſ. f., dieſe die unwillkürlichen, nämlich die vegetativen oder organiſchen Functionen, die eigentlich vitalen, als da ſind die Herzthätigkeit, der Blutumlauf, die Ernährung u. ſ. f.

Das centrale Nervenſyſtem mit ſeinem Senſorium, dem Gehirn und den Sinnesorganen, dient

zur Wahrnehmung der Außenwelt und zur Reaction des Willens auf dieselbe: es ist in der Verfassung des Organismus gleichsam, wie man gesagt hat, das Ministerium des Aeußern; während das sympathische Nervensystem, welches die innere Verwaltung des Leibes besorgt, sich dem Ministerium des Innern vergleichen läßt; die kleinen Centra desselben sind die Statthalter der Provinzen und Districte, der Wille aber ist der Selbstherrscher. Niemand kann zweien Herren dienen, auch nicht der Leib. Der Herr ist der Wille: der bewußte, dem der Leib in seinen willkürlichen Bewegungen gehorcht; der unbewußte oder blinde, der die unwillkürlichen leitet und beherrscht.

2. Der Leib als Willenserscheinung.

Was aber von unsern willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen, mithin von allen leiblichen Veränderungen gilt, daß nämlich der Wille es ist, der sie macht, muß auch von den Organen, deren Functionen jene leiblichen Veränderungen sind, also von der gesammten Gliederung und Gestaltung des Leibes gelten: der ganze Leib ist eine Willenserscheinung, ein animalischer Charakter, d. h. ein Inbegriff bestimmter Neigungen und Begierden. Die

charakteriſtiſche Form der Knochenbildung und des Skelets iſt der unverkennbare Ausdruck eines beſtimmten thieriſchen Charakters, jedes Organ iſt der typiſche Ausdruck einer der beſonderen Thierart eigenen Hauptbegehrung, wie auch Anatomen und Phyſiologen dies erkannt und ausgeſprochen haben. K. Fr. Burdach ſagt: „Das Gehirn ſtülpt ſich zur Netzhaut aus, weil das Centrale des Embryo die Eindrücke der Weltthätigkeit in ſich aufnehmen will". In dem Gehirn, als dem Erkenntnißorgan, manifeſtirt ſich das Erkennenwollen, in dem Sehorgan das Sehenwollen. In einem indiſchen Epos, welches Schopenhauer zur Erleuchtung ſeiner eigenen Lehre anführt, iſt dieſe Wahrheit höchſt ſinnvoll und poetiſch dargeſtellt worden. Brahma hatte die Tillotama, das ſchönſte der Weiber, geſchaffen und läßt ſie den Götterkreis umwandeln: Schiwa will ſie nicht aus den Augen verlieren, da wachſen ihm vier Geſichter, eines nach jeder Weltgegend; Indra will nichts als ſie ſehen, da wachſen ihm zahlloſe Augen: er wird, wie man zu ſagen pflegt, ganz Auge.

Es verhält ſich mit den Lebensorganen, deren Complex den Leib ausmacht, wie mit allen unſern Werkzeugen überhaupt, auch den künſtlichen oder tech-

niſchen. Die Sache ſteht nicht ſo, daß man erſt das Ding erfindet und dann zuſieht, welchen Gebrauch man davon machen kann, ſondern man bedarf zu gewiſſen Lebenszwecken, wie zur Ernährung, Bekleidung, Behauſung, Vertheidigung u. ſ. f., gewiſſer Mittel und Geräthſchaften, die in Abſicht auf ihren Gebrauch erfunden und nach dem Fortſchritt, nach der Vermehrung und Verfeinerung der menſchlichen Bedürfniſſe immer höher geſtaltet und vervollkommnet werden. Wie mit den techniſchen, ähnlich verhält es ſich mit den organiſchen oder lebendigen Werkzeugen, nur daß jene gemacht werden, dieſe dagegen ſich ſelbſt machen, d. h. ſich entwickeln.

Nicht weil das Thier ſo organiſirt iſt, darum lebt es ſo, ſondern weil es ſo lebt und leben will, darum iſt es ſo organiſirt. Der Vogel fliegt nicht, weil er Flügel hat, ſondern er hat Flügel, weil er fliegen will; der Stier ſtößt nicht, weil er Hörner hat, ſondern er hat Hörner, weil er ſtoßen will, die jungen Böcke, Widder, Kälber ſtoßen, ehe ſie Hörner haben, wie der junge Eber um ſich haut, ehe er Hauer hat. Die Sumpfvögel wollen waten und in den Sümpfen oder am Rande der Gewäſſer ihre Nahrung erbeuten: deshalb haben ſie ihre langen Beine, Hälſe

und Schnäbel, die letzteren ſtärker oder ſchwächer, je nachdem die zu zermalmende Beute Fiſche, Fröſche oder Würmer ſind. Die Eule will des Nachts auf Raub ausfliegen: deshalb hat ſie ihre große Pupille, ihr weiches Gefieder, ihren geräuſchloſen Flug. Der Ameiſenbär will die Termitenneſter aufreißen und dort ſeine Nahrung holen: deshalb hat er Krallen an den Füßen, ein zahnloſes Maul, eine cylinderförmige Schnauze, eine lange fadenförmige, mit klebrigem Schleim bedeckte Zunge, um ſie in das Neſt hineinzuſtecken und mit Inſecten bedeckt wieder herauszuziehen. Die Giraffe will vom Laube hoher Bäume und vom Waſſer leben: daher die hohen Beine und der langgeſtreckte Hals, die ſie zum größten aller Thiere machen. Und der Elephant, das coloſſalſte der Thiere, mit ſeiner Körpermaſſe, ſeinem ſchweren Kopf, den ungeheuren Stoßzähnen und dem kurzen Hals bedarf eines leicht beweglichen, nach allen Richtungen hin reichenden Organs: deshalb hat er ſeinen Rüſſel. „Wir müſſen einſehen", ſagt Schopenhauer, „daß derſelbe Wille, welcher den Elephantenrüſſel nach einem Gegenſtande ausſtreckt, es auch iſt, der ihn hervorgetrieben und geſtaltet hat." [1]

[1] Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorſtellung.

Man nennt den Menſchen das höchſte und vollkommenſte der irdiſchen Geſchöpfe, weil er das klügſte und vernünftigſte iſt und vernünftigen Zwecken gemäß handelt: deshalb hat er *Hände*, das Werkzeug, welches Ariſtoteles „das Organ der Organe" genannt hat. Ein früherer Philoſoph hatte gemeint: weil der Menſch Hände habe, darum ſei er vernünftig. Vielmehr verhält es ſich umgekehrt, wie in den vorhin angeführten Fällen: nicht das Organ macht den Gebrauch, ſondern der Wille zum Gebrauch ſchafft ſich das Organ. Weil der Menſch vernünftig denken und handeln, d. h. ſo klug wie möglich *hantiren* will, darum hat er *Hände*.

Wie die Lebensweiſe des Thieres, ſo ſind ſeine Organe; die Lebensweiſe iſt beſtimmt durch die *Nahrungsweiſe*, dieſe durch die Art, den Aufenthaltsort und den Fang der Beute. Die thieriſchen Jäger mit ihrer lebendigen Rüſtung gleichen den menſchlichen mit ihren künſtlichen auf beſtimmte Jagdbeute berechneten Waffen.

Die Pflanze wurzelt im Erdreiche und wird von

Bd. II. Cap. 26. Vgl. mein Werk über A. Schopenhauer (Geſch. d. neueren Philoſophie. Bd. VIII). Cap. VIII. S. 249—271.

den Stoffen ernährt, die ſie umgeben; das Thier dagegen muß ſeine Nahrung ſuchen und zu dieſem Zwecke die Dinge außer ſich wahrnehmen: es bedarf der Sinnesorgane und Empfindung. Zu dem Lebenwollen auf thieriſche Art gehört auch das Erkennenwollen, das ſich ein Erkenntnißorgan, ein Senſorium, das Gehirn mit den dazu gehörigen Sinneswerkzeugen ſchafft, wodurch die Außenwelt percipirt wird. Das menſchliche Leben aber hat und entwickelt Bedürfniſſe, welche nur durch intellectuelle Kräfte nicht blos wahrnehmender und vorſtellender, ſondern denkender Art zu befriedigen ſind: deshalb ſchafft ſich der menſchliche Wille das Vermögen des Denkens oder der Reflexion, kraft deſſen wir unſere Vorſtellungen nicht blos haben, ſondern vergleichen und verallgemeinern, auf dieſem Wege erhöhen und ordnen, mit einem Worte Begriffe bilden, deren verſtändlichſte Mittheilung und Ausdrucksweiſe die articulirten Laute ſind oder die Sprache. Denken und Sprechen, Begriffe und Sprache hängen auf das allergenaueſte zuſammen, ſie entwickeln ſich wechſelſeitig und charakteriſiren die menſchliche Vernunftthätigkeit, auf der alles beſonnene Handeln und alle wiſſenſchaftliche Erkenntniß beruht. Das beſonnene

Handeln ist das willkürliche, durch Beweggründe und deren Wahl gelenkte.

Der blinde Wille fabricirt nicht, sondern *organisirt*, er schafft seine Organe nicht *nach*, wohl aber zu bestimmten Zwecken, deren Inbegriff die Lebensweise oder den thierischen Charakter ausmacht: er handelt nicht willkürlich, sondern *instinctiv*. Der Instinct ist ein erkenntnißloses oder blindes Motiv, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, da doch aus der Wahrnehmung und Erkenntniß erst die eigentlichen Motive hervorgehen. Wenn der Vogel ein Nest baut, um darin Eier zu legen und auszubrüten, so handelt er vollkommen *zweckmäßig*; wenn aber der junge Vogel gleich nach der ersten Befruchtung, ohne alle Vorstellung der Eier und der Brut dieses Werk ausführt, so handelt er vollkommen *blind*. Dasselbe gilt vom Netz, welches die Spinne webt, um darin Insecten zu fangen, ohne schon die Empfindung des Hungers und die Vorstellung der Beute gehabt zu haben.

Das instinctive Wollen, welches im Innern des Leibes waltet und dessen Organe entwickelt, hat man den Bildungstrieb genannt; in der Ausbildung und Ausführung äußerer Werke heißt es *Kunsttrieb*.

Solche Werke ſind der Ameiſenbau, der Bienenſtock, das Spinngewebe, das Vogelneſt u. ſ. f.

IV. Der Wille als Kraft.

1. Die Naturkräfte.

Iſt aber der Wille die Quelle ſowohl der willkürlichen als auch der unwillkürlichen Lebensthätigkeit, ſowohl der bewußten als auch der blinden und unbewußten, ſo iſt er die Quelle alles Lebens überhaupt. Man wird dieſen Satz erweitern und behaupten dürfen, daß der Wille die Quelle aller Thätigkeit und alles Wirkens oder, kurzgeſagt, dasjenige ſei, was man mit dem Worte Kraft bezeichnet.

Die Quelle der Wirkſamkeit, die jeder in ſich ſelbſt unmittelbar als Drang und Streben, d. h. Willen erkennt, heißt in den Dingen außer uns Kraft, Naturkraft; man unterſcheidet allgemeine und beſondere Naturkräfte, es giebt ein ganzes Heer ſolcher Kräfte.

Wenn der Stein zur Erde gezogen wird und fällt, ſo thut dies, wie man ſagt, die Fallkraft von ſeiten des Steins oder die Anziehungskraft von ſeiten der Erde; daſſelbe, generell ausgedrückt, heißt „Schwerkraft oder Gravitation“. Daß der Magnetſtein das

Eisen anzieht, bewirkt, wie es heißt, „die magnetische Kraft“. Daß die Theile eines Körpers zusammenhängen und zusammenhalten, geschieht durch „die Kraft der Cohäsion“, d. h. auf deutsch durch die Kraft des Zusammenhängens und Zusammenhaltens. So erklärt man allemal die Erscheinung durch die gleichnamige Kraft: man erklärt die unverstandene Erscheinung durch die unverständliche Kraft, d. h. x durch y, wodurch x nicht einleuchtender gemacht wird. Auch wird das Verständniß nicht gebessert und die Sache dadurch nicht deutlicher, daß man die Kraft mit einem fremden Namen bezeichnet, etwa lateinisch oder griechisch. Vielmehr ist es das Zeichen einer recht komischen Selbsttäuschung, wenn mit Hülfe des lateinischen oder griechischen Titels sich der Lehrer lehrhafter und der Schüler belehrter vorkommt. Die Kraft des Zusammenhängens sagt mir nichts, aber „Cohäsion“ sagt alles! Wenn mir gelehrt wird: „so handelt die Natur oder dies ist die Wirkungsart der Natur“, so werde ich durch diese Erklärung nicht klüger, auch nicht durch das lateinische Wort: «operatio naturae»; auch nicht, wenn man die Art und Weise, wie die Natur die Dinge angreift und behandelt, griechisch betitelt und von der «ἐγχείρησις

naturae» redet. Eine lächerliche Art der Selbſttäuſchung, wenn man mit ſolchen Worten meint, hinter die Dinge zu kommen! Ich höre den treffenden Spott des Mephiſtopheles im Geſpräch mit dem Schüler:

„Encheiresis naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie".

2. A. Schopenhauer und A. Comte.

Die Frage nach der Kraft iſt das große Welträtſel, das man im Laufe dieſes Jahrhunderts auf verſchiedenen Wegen und Arten zu löſen geſucht hat, von denen ich zwei hervorheben möchte, die noch heute in Geltung ſtehen. Beide Lehren ſind in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts entſtanden, gleichzeitig und unabhängig von einander; ſie ſind einander in der Hauptſache entgegengeſetzt und ausgebildet worden, ohne ſich gegenſeitig kennen zu lernen, die eine in Deutſchland, die andere in Frankreich. Ihr Gegenſatz betrifft die Lehre von der Kraft.

Von der einen Seite wird erklärt: daß alle Kraft im Willen beſtehe, daß dieſer die Erſcheinungen bewirke, ſteigere, von Stufe zu Stufe erhöhe, zuletzt erleuchte, vorſtelle und erkenne. Von der andern Seite wird erklärt, daß die Frage nach der Kraft unauflöslich ſei, daß ſie mit der Wiſſenſchaft oder die

Wissenschaft mit ihr nichts zu thun habe, daher sie auf sich beruhen möge. Wir erkennen nur, was geschieht, nicht wodurch es geschieht. Wir erfahren, daß in diesem Zeitpunkte, an diesem Ort, unter diesen Umständen diese Begebenheit stattgefunden hat oder stattfindet: darin besteht die Thatsache. Wir erfahren, daß unter denselben Umständen (Ursachen) stets dieselben Erscheinungen erfolgen: darin besteht die Gesetzmäßigkeit der Thatsache oder das Naturgesetz. Naturgesetze sind nichts anderes als constante Vorgänge, generelle Facta, faits généralisés. Diese zu ordnen, fortschreitend von den einfachsten bis zu den complicirtesten Erscheinungen, von der Größenlehre bis zur Gesellschaftslehre: darin allein bestehe die Aufgabe und das Thema der Philosophie, des „Positivismus", wie diese Philosophie sich nennt, da sie es mit nichts anderem als mit den gegebenen Thatsachen und deren gesetzmäßiger Folge zu thun hat und zu thun haben will.

Das System der ersten Art heißt: „Die Welt als Wille und Vorstellung" und hat zu seinem Repräsentanten den Preußen Arthur Schopenhauer; das der zweiten Art nennt sich die positive Philosophie und hat zu seinem Re-

präſentanten den Franzoſen Auguſte Comte und deſſen Schule in Frankreich und England.[1]

V. Wille und Verſtand: der Einfluß des Willens.

Es giebt kaum eine Wahrheit, in welcher die größten Denker der Menſchheit und ihrer verſchiedenen Zeitalter ſo einverſtanden ſind als darin, daß die Welt ein Stufenreich wachſender Vollkommenheit bilde: eine Anſchauung, die uns auch in der Lehre des Thomas gleich entgegengetreten iſt. Er fand ſie vorgebildet in Ariſtoteles, und unſer Leibniz ſtimmte in eben dieſer Weltanſicht mit beiden überein.

In dem fortſchreitenden Stufenreiche der Dinge, welches in der Geſchichte der Welt zur Ausführung gelangt, wiederholt ſich das göttliche Schöpfungswort, welches die Welt ins Leben gerufen. Es heißt noch einmal: „Es werde Licht!“ Dieſes Licht iſt das Bewußtſein, die menſchliche Vernunft, das Vermögen der Begriffe und Sprache, wodurch unſer Geſichts-

[1] Das Hauptwerk Schopenhauers erſcheint im Jahre 1819, die weitere Ausbildung der Lehre in Druckſchriften fällt in die Jahre 1836—1851. Die Vorleſungen Comtes über die poſitive Philoſophie (Cours de philosophie positive) ſind in den Jahren 1839—1842 erſchienen.

kreis sich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausdehnt.

Der Wille führt die Herrschaft. Er ist es, der dem Verstande vorausgeht, die intellectuellen Kräfte weckt, steigert und anspannt, ohne welche Anspannung der Verstand keinen Schritt thut: daher man beide sehr gut mit jener Verbindung des Blinden und Lahmen verglichen hat, von der die Fabel erzählt: beide machen ihren Weg gemeinsam, indem der Blinde den Lahmen auf seine Schultern nimmt und trägt; denn der Wille ohne den Verstand ist blind, und der Verstand ohne den Willen ist lahm.

Die Herrschaft oder der Einfluß, welchen der Wille auf den Verstand ausübt, zeigt sich sowohl darin, daß er die intellectuelle Thätigkeit auf mannichfache Weise hemmt, stört und verfälscht, als auch darin, daß er sie spornt, erhöht und ins Außerordentliche steigert. Der Einfluß beider Arten erhellt aus dem eigenen Leben, aus der täglichen Erfahrung, aus einer Fülle von Beispielen.[1]

---

[1] Vgl. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II. Cap. 19. Vgl. mein Werk über Schopenhauer. Zweites Buch. Cap. IX. S. 272 ff.

1. Die Voreiligkeit.

Da der Wille dem Verſtande vorausgeht, immer thätig iſt und nie pauſirt, während der Verſtand immer anzuſtrengen iſt, darum auch erſchöpft wird und pauſiren muß, ſo kann und wird der Wille dem Verſtande *vorauseilen*, unüberlegt handeln, vorſchnell urtheilen, kurz geſagt jenes Gebaren an den Tag legen, welches man treffend mit dem Worte *Voreiligkeit* bezeichnet: ſie iſt die Mutter zahlloſer Handlungen, deren Unklugheit alsbald einleuchtet, nachdem ſie geſchehen ſind. Ihre Folgen ſind oft recht verdrießlich, unangenehm, ſogar ſchädlich, weshalb das Sprüchwort ſagt: „Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht". Manchen: d. i. jedermann, nämlich der Wille.

2. Die Verfälſchung.

Der Verſtand, ſagt Bacon, hat kein trocknes, reines Licht, weil er durch den Einfluß des Willens und der Willenserregungen ſehr leicht und oft getrübt wird. Furcht und Hoffnung vergrößern ihre Gegenſtände und verkleinern deren Gegentheile, ſo daß wir nicht mehr im Stande ſind, die Lage der Dinge unbefangen zu beurtheilen; die Liebe vergrößert den Werth des Objects, der Haß den Unwerth, ſo daß

wir nicht mehr vermögen, die Beschaffenheit dieser Objecte ruhig zu schätzen.

Wo es sich aber um die Werthe der Dinge handelt, da ist unser Vortheil und Nachtheil, unser Wohl und Wehe, unser Dasein und Wohlsein, mit einem Worte unsere Selbstliebe, d. h. wir selbst im Spiel und unmittelbar betheiligt oder interessirt. Unsere Interessen sind unsere intimsten Willensangelegenheiten und fallen mit dem Willen selbst, seinen Zuständen und Richtungen zusammen.

3. Die Vorurtheile.

Da nun das Wollen in seiner beständigen Rührigkeit dem Erkennen voreilt, so sind auch die Vorurtheile schneller und früher als die Urtheile. Wenn aber unser Denken und Urtheilen nicht von der Einsicht und Prüfung der Gründe, sondern blos von unseren Interessen und Vortheilen abhängt und beherrscht wird, so entsteht diejenige Art der Urtheile, die man sehr gut und treffend Vorurtheile nennt. Sie sind sehr stark, diese Vorurtheile, da sie mit dem Willen, d. h. mit der Kraft als solcher zusammenfallen; sie sind um so stärker, je länger sie fortgepflanzt und vererbt werden, oder auch je zahlreicher und massenhafter die

Intereſſen ſind, worauf ſie beruhen. Um ſo maſſiver ſind die Vorurtheile!

Wenn man in einer Verſammlung den Willen der Menge, ihre Affecte und Parteileidenſchaften wider ſich hat, ſo helfen alle Vernunftgründe nichts, man wird verlacht und überſchrieen. Wenn man aber den Willen der Leute für ſich hat und ihren Intereſſen nach dem Munde (d. h. nach dem Willen) redet, ſo wird man unfehlbar beklatſcht und bejubelt, ſei es auch, daß man das allerdümmſte Zeug vorbringt. Da gilt ſtatt aller Vernunftgründe der Wille! Der römiſche Satirendichter Juvenal läßt eine böſe Frau, die einen Sclaven ohne allen Grund grauſam geſtraft wiſſen will, der Einſprache ihres beſſer geſinnten Mannes erwidern: Ich will es ſo und damit baſta! «Stat pro ratione voluntas!»

Auch im Einzelnen und Kleinen zeigt es ſich oft, wie ſehr der Vortheil das Urtheil unwillkürlich ſtimmt und lenkt. Eine Rechnung, die man zu zahlen hat, erſcheint auf den erſten Blick gewöhnlich zu groß, und eine Einnahme, die man zu machen hat, gewöhnlich zu klein. Das Vorurtheil geht nach dem Vortheil, der im erſten Fall die Rechnung kleiner und im andern die Einnahme größer wünſcht.

4. Die Nachurtheile.

Da ich soeben der Vorurtheile gedacht habe, die von störenden Willenseinflüssen herrühren, nämlich von den Interessen oder Vortheilen, welche unseren Urtheilen vorausgehen und zu Grunde liegen, so möchte ich nicht unbemerkt lassen, daß es auch gewisse Nachurtheile giebt, die ebenfalls der Wille durch gewisse störende Erregungen oder Affecte verschuldet. Ich nenne die Zustände der Verlegenheit und ängstlicher Scheu, die das Selbstgefühl bedrücken und aus ungewohnten Situationen aufregender oder verwirrender Art hervorgehen. Wie oft hört man in einer Prüfung die Antwort: „Ich weiß es wohl, aber ich kann es im Augenblick nicht sagen". Wenn dann dem Geprüften auf dem Heimwege wirklich die richtige Antwort einfällt, so ist dies ein solches Nachurtheil, das im Widerspiel zu den Vorurtheilen nicht zu früh, sondern vielmehr zu spät kommt. Aber man braucht gar nicht an allerhand förmliche Prüfungen zu denken. Das menschliche Leben selbst ist ein beständiger Examinator und stellt jeden oft genug auf die Probe, ob er im richtigen Moment eine treffende und gute Antwort zu geben weiß. Man hätte sie auch geben können, aber Scheu und

Verlegenheit haben es verhindert, ſie haben den Willen befangen und dadurch den Verſtand momentan lahm gemacht. Wie man ſich frei fühlt, iſt die treffende Antwort da, gleich auf dem Heimwege, gewöhnlich ſchon auf der Treppe, weshalb man dieſe Art guter, aber verſpäteter Einfälle «esprit d'escalier» nennt, das beſte Beiſpiel der Nachurtheile und des vom Willen gehemmten, nachhinkenden Verſtandes.

5. Die Anſpornung des Verſtandes.

Indeſſen zeigt ſich die Herrſchaft und Macht, welche der Wille auf den Verſtand ausübt, nicht blos in ſeinen hemmenden und trübenden Einflüſſen, ſondern auch in den Antrieben, wodurch er die intellectuelle Thätigkeit erhöht und ſteigert. Die Intereſſen der Selbſterhaltung, die ſtärkſten, die es giebt, der Drang und die Noth des Lebens machen die Intelligenz erfinderiſch. Mit Recht nennt man die Noth die Mutter der Künſte. Selbſt den thieriſchen Sinn ſchärft ſie bis zum Grade ungewöhnlicher Klugheit. So erreicht der Fuchs im beſtändigen Kampfe mit Noth und Gefahr allmählich jene ungemeine Fülle von Liſt und Schlauheit, die ihn zum Gegenſtande des Sprichworts und der Fabel gemacht hat.

6. Die Schärfung des Gedächtnisses.

Was uns wahrhaft und beständig interessirt, unser Wollen ausmacht, uns recht eigentlich am Herzen liegt, das brauchen wir nicht erst mühsam zu behalten und ins Gedächtniß zurückzurufen: es ist uns stets gegenwärtig, wir wissen es gleichsam auswendig oder, wie der beneidenswerthe französische Ausdruck lautet, wir wissen es «par cœur». Das Gedächtniß des Herzens ist weit intimer, weit sicherer und untrüglicher, als das des Kopfs.

Man erzählt von Pascal, der ein ebenso tiefer religiöser wie mathematischer Denker war, daß er nie etwas vergessen habe: er hat sehr einfach, sehr zurückgezogen, zuletzt ganz ascetisch gelebt und sich nur mit dem beschäftigt, was ihn wahrhaft interessirt hat.

Mit welcher Energie der Wille, d. h. die Interessen, welche uns am Herzen liegen, das Gedächtniß zu stärken und zu erleuchten vermag, davon giebt uns Napoleon ein staunenswerthes und höchst interessantes Beispiel. Er hatte sehr wenig Gedächtniß (weil sehr wenig Interesse) für einzelne Personen und hat den Musiker Grétry so oft nach seinem Namen gefragt, bis dieser zuletzt geantwortet hat: «toujours Grétry». Dagegen hatte er ein geradezu fabelhaftes Gedächtniß

für Thatſachen und Oertlichkeiten, insbeſondere für militäriſche Topographie. Als ihm der Graf Ségur einen ſehr ausführlichen Bericht über die Befeſtigungen der Nordküſte des Reichs erſtattet hatte, ſagte Napoleon, damals noch erſter Conſul: „Es iſt richtig, aber Sie haben zwei Kanonen auf der Landſtraße hinter Oſtende vergeſſen". „Es ſtimmte", ſo ſchreibt Ségur in ſeinen Denkwürdigkeiten, „und ich war außer mir vor Erſtaunen, daß er bei den Tauſenden von Kanonen, die über die ganze Küſte zerſtreut waren, zwei einzelne im Gedächtniß hatte."

Im Auguſt 1806, alſo kurz vor der Schlacht bei Jena, ſchreibt der Kaiſer an ſeinen Bruder Joſef: „Ich beſchäftige mich täglich einige Stunden mit dem Stande meiner Heere, ich empfange monatlich die Situationsberichte, zwanzig dicke Hefte, ich laſſe alles andere im Stich und leſe ſie ſogleich. Dieſe Lectüre macht mir mehr Vergnügen als einem Mädchen das Leſen eines Romans."

VI. Verſtand und Wille: der Einfluß des Verſtandes.

1. Die Erleuchtung des Willens.

Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß unſere Vorſtellungs- und Erkenntnißzuſtände auf den Willen

zurückwirken und, wie sie von ihm ausgegangen sind, auch wieder auf ihn einfließen. Unsere Willenszustände sind theils Willenserregungen, theils Willensrichtungen: jene sind unsere Affecte und Leidenschaften, diese sind unsere Interessen und Zwecke.

Lust und Unlust, Freude und Schmerz, Wohl und Wehe sind zunächst nur Empfindungszustände, und so lange sie nichts weiter sind, sind sie dumpf. Sobald aber die Vorstellung hinzutritt und diese Zustände ins Bewußtsein erhebt und erleuchtet, so werden sie im Lichte des Bewußtseins bei weitem deutlicher gesehen, eben deshalb auch viel stärker und lebhafter empfunden.

Unsere Vernunft ist ein Januskopf, sie blickt in die Vergangenheit und in die Zukunft. Wenn wir ein Uebel oder Unglück erleiden und mit dem geschärften Blick in die Vergangenheit alles sehen oder zu sehen glauben, wodurch es hätte verhütet werden können, so wird unser Leid außerordentlich vergrößert. Ebenso wird es außerordentlich vergrößert, wenn wir mit dem geschärften Blick in die Zukunft alle Folgen, alle Gefahren voraussehen, die das gegenwärtige Uebel haben kann oder wird. Das verlorene Gut, mit diesem Blicke betrachtet,

wird nicht blos entbehrt, ſondern *für immer* entbehrt. Für immer entbehren heißt *entſagen*. Entſagen iſt weit ſchmerzlicher als entbehren.

Wie ſehr die Vorſtellung ein erlittenes Uebel vergrößert und die ſchmerzliche Erregung erhöht und ſteigert, ſehen wir an den Kindern. Wenn dem Kinde ein Unfall, eines der vielen kleinen Uebel zuſtößt, ſo beruhigt man es am eheſten, wenn man zu dem Kinde ſagt: „es iſt nichts!“ Man dämpft die Vorſtellung des Uebels. Wenn man aber das Kind *bedauert*, ſo macht man, daß es ſein Uebel *vorſtellt* und dadurch erhöht; nun erſt wächſt das Uebel in den Augen des Kindes und fängt an, dasſelbe zu ängſten. Jetzt leidet das Kind nicht blos, ſondern bemitleidet ſich ſelbſt und hebt an zu weinen oder erſt recht zu weinen.

2. Das Mitleid und das Weinen.

Dieſe einfache und alltägliche Begebenheit iſt gleichſam ein Urphänomen, das uns, wie mir ſcheint, über die Quelle des Weinens zu belehren vermag. Nicht der empfundene Schmerz iſt die Quelle der Thränen, ſondern die Wiederholung deſſelben in der Reflexion oder in der Betrachtung, die *lebhafte Vorſtellung des Leidens*, es ſei nun ein fremdes

oder unſer eigenes: daher weiches Gefühl und lebhafte Einbildungskraft die beiden Bedingungen ſind, ohne welche keine Thränen fließen. Hartherzige und phantaſieloſe Menſchen weinen nicht. Wir weinen über fremdes Leiden, wenn wir daſſelbe auf das Innigſte nachfühlen, nicht blos als ob es unſer eigenes wäre, ſondern ſo innig und lebhaft, daß es unſer eigenes iſt, und wir ſelbſt die leidenden Perſonen ſind.

Das Weſentliche iſt, daß wir das Leiden in unſer Bewußtſein erheben und auf das lebhafteſte vorſtellen, wodurch es zu der Höhe emporſteigt, wo der Quell der Thränen entſpringt. In den dumpfen Zuſtand des Schmerzes ſind wir verſunken und verſenkt, vorſtellungslos, thränenlos, troſtlos; aber in dem Moment, wo wir denſelben ausſprechen und theilnehmenden Freunden ſchildern wollen, bricht uns die Stimme und ein Thränenſtrom erleichtert das beſchwerte Gemüth. Oder wir hören unſer Leid von einem andern ausſprechen, darſtellen, verdeutlichen. Ich habe der Kinder gedacht, die um ſo heftiger weinen, je mehr man ſie beklagt. Ein Klient, als er ſeine Schickſale von ſeinem beredten Vertheidiger ſchildern hörte, brach in Thränen aus und ſagte:

„ich habe gar nicht gewußt, daß ich ſo viel gelitten habe".

Eines der ſchönſten Beiſpiele bietet uns die Odyſſee am Schluß ihres achten Buches. Wie Odyſſeus am Hofe des Phäakenkönigs aus dem Munde des Sängers die Zerſtörung Trojas und den Preis ſeiner Heldenthaten vernimmt, da vergegenwärtigen ſich ihm klarer als je ſeine Leiden, alles, was er gethan und erduldet, der Contraſt zwiſchen dem Helden und dem Dulder, zwiſchen ſeiner Vergangenheit und Gegenwart, und es bemächtigt ſich ſeiner eine tiefe Rührung: er weint und ſucht ſeine Thränen zu verbergen.[1]

Man kann auch Freudenthränen vergießen. Wenn geliebte Perſonen nach langer, höchſt ſchmerzlicher Trennung einander endlich wiederſehen, ſo kann in dieſem glücklichen Moment der Zuſtand ihres vergangenen Leidens, Sehnens, Entbehrens, Befürchtens u. ſ. f. ſich mit ſolcher Gewalt ihrem Bewußtſein aufdrängen, daß ſie in Thränen ausbrechen.

---

[1] Vergl. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorſtellung. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1819.) Bd. I. § 67. Bd. II. Cap. 47. S. 679 ff. Vergl. mein Werk über Schopenhauer. Zweites Buch. Cap. XVI. S. 397—99.

Schiller hat in der „Bürgschaft" einen solchen Moment, der zugleich die Probe aufopferungsvollster und treuester Freundschaft bestanden hat, vortrefflich geschildert: „In den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude. Da sieht man kein Auge thränenleer."

Die Erzählung vom Odysseus erinnert uns an die Ballade „Der Graf von Habsburg", der bei seinem Krönungsfeste als römischer Kaiser aus dem Munde des Sängers eine Begebenheit preisen hört, die er selbst vor vielen Jahren erlebt hat, es war ein hülfreicher Dienst voller Frömmigkeit und Demuth, den er einst auf der Jagd einem Priester auf dem Wege zu einem Sterbenden erwiesen:

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.

Und wie die Thränen aus dem Mitleid hervorgehen, so pflegen sie auch das Mitleid zu wecken und den Zorn zu entwaffnen. Menschen von weichem und lebhaftem Gefühl können andere nicht weinen sehen und fürchten sich vor dem Anblick der Thränen.

3. Mitleid und Liebe.

Mitleid und Liebe ſind nahe verwandt. Alle Liebe iſt Mitleid, denn das geliebte Weſen iſt leidensfähig und lebt in einer leidensvollen Welt, daher liebkoſende Worte ſo oft den Accent des Mitleids annehmen und gern diminutive Bezeichnungen brauchen, wodurch die Vorſtellung der Leidensfähigkeit verſtärkt wird.

Das weibliche Gemüth iſt von Natur mitleidsfähiger als das männliche. Aus der mitleidigen Liebe der Frau kann die leidenſchaftliche, aus der Caritas der Amor entſtehen, wie Shakeſpeare dieſen rührenden Vorgang in zwei wundervollen Beiſpielen geſchildert hat: in ſeiner Desdemona im „Othello" und in ſeiner Miranda im „Sturm".

Der Vater Desdemonas glaubt, der Mohr müſſe ſeine Tochter durch Zaubertränke bethört haben. In Wahrheit hat er durch die Erzählung ſeiner Abenteuer und Gefahren ihre leidenſchaftliche Theilnahme, ihr innigſtes und innerſtes Mitleid gewonnen und ſie durch dieſes Mitleid ſeine Liebe:

Als ich geendigt,
Gab ſie zum Lohn mir eine Welt von Seufzern.
Sie ſchwur — in Wahrheit ſeltſam! wunderſeltſam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's,

Sie wünscht', daß sie es nicht gehört; doch wünschte sie,
Der Himmel habe sie als solchen Mann
Geschaffen, und sie dankte mir und bat mich,
Wenn je ein Freund von mir sie lieben sollte,
Ich mög' ihn die Geschicht' erzählen lehren,
Das würde sie gewinnen. Auf den Wink
Erklärt' ich mich.
Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand;
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen.
Das ist der ganze Zauber, den ich übte.

VII. Die Selbstbeherrschung.

Die Gegengewichte wider den voreiligen Willensdrang und die Fluth der Affecte liegen einzig und allein in der Erkenntniß und den Vernunftgründen. Wenn diese Gewichte die Affecte niederhalten, so herrscht der Kopf oder man behält, wie man zu sagen pflegt, den Kopf oben; mitten unter dem Ansturm der Affecte läßt sich der Verstand in der Untersuchung und Prüfung seiner Gründe nicht beirren und stören, sondern bleibt in ungeschwächter, ihm gegenwärtiger Thätigkeit: eben darin besteht die Geistesgegenwart, die nicht möglich wäre, wenn sich der Wille von dem Andrange und den Wallungen der Leidenschaften fortreißen ließe. Daß er es nicht thut, darin besteht, was man „ruhig Blut" oder Kaltblütigkeit nennt, ohne welche die Geistesgegenwart

und die Herrſchaft der Vernunftgründe nicht ſtattfinden könnte, ſondern alles Denken in Unruhe und Verwirrung gerathen würde.

So bleibt der Wille der Selbſtherrſcher, der den Verſtand walten und regieren läßt; er iſt in der wohlgeordneten Verfaſſung des menſchlichen Lebens der König, von dem es heißt: «le roi règne, mais il ne gouverne pas».

Man hat den Willen mit dem Reiter, den Verſtand mit dem Zügel verglichen, welchen der Reiter ſeinem Roß anlegt, um es zu lenken. Das Roß iſt wild. Wenn man ihm den Zügel ſchießen läßt, ſo geht es durch, ventre à terre. Wenn ich mir die Selbſtbeherrſchung, kraft deren der Wille unter dem Anſturm der größten Gefahren ſeine Geiſtesgegenwart und Kaltblütigkeit nicht blos erhält, ſondern noch erhöht und ſteigert, in einem ſo anſchaulichen wie erhabenen Bilde vorſtellen will, ſo denke ich mir den Feldherrn auf dem Schlachtfelde.

Um aber auf das Bild vom Reiter und Roß zurückzukommen und zwar in einem der impoſanteſten Beiſpiele, ſo gedenke ich wiederum Napoleons und eines Ausſpruchs, der von ihm erzählt wird. Als die Rede davon war, wie man ihn, der nicht blos in

ſo vielen Schlachten, ſondern auch über die Revolution geſiegt habe, am beſten darſtellen könne, in welcher ſeiner Größe am meiſten charakteriſtiſchen Situation, ſoll er geſagt haben: „man möge mich nicht malen mit dem Degen in der Hand, denn es iſt nicht der Degen, welcher die Welt bezwingt; man ſoll mich darſtellen ruhig auf einem wilden Pferde". Und ſo habe ihn David in dem Bilde dargeſtellt, wie der Feldherr auf der Höhe des St. Bernhard erſcheint.

In ſeiner Selbſtbeherrſchung iſt der Wille gleichſam geharniſcht und gerüſtet wider den Anfall der Affecte und Leidenſchaften, die ihn nicht packen oder gar überwältigen und mit ſich fortreißen können. Aber Selbſtbeherrſchung iſt keineswegs Unempfindlichkeit und macht uns den moraliſchen Eindrücken gegenüber nicht unzugänglich oder gar ſtumpf. Im Gegentheil, je mächtiger man ſeiner Gefühle iſt und je mehr man dieſelben in ſeiner Gewalt hat, um ſo mächtiger und um ſo tiefer dringt auch die Erregung, welche ungerechte oder nichtswürdige Geſinnungen und Handlungen hervorrufen. Die Erregung, in welche der ſeiner ſelbſt mächtige Wille geräth, iſt nicht der gewöhnliche Affect: es iſt in dem angeführten

Falle nicht der Zorn, ſondern der Unwille; der gerüſtete Wille wird nicht überwältigt, ſondern, wie es unſere Sprache ſehr treffend ausdrückt, er wird entrüſtet oder vielmehr er entrüſtet ſich.

VIII. Kopf und Herz.

Wenn wir nunmehr die Beſchaffenheit des Verſtandes mit der des Willens vergleichen, die Vorzüge und Fehler des einen mit den Vorzügen und Fehlern des andern, ſo erhellt ſogleich, welchem von beiden der primäre Charakter und Grundwerth gebührt. Auch darüber entſcheidet die Sprache. Man ſagt: er hat einen guten Kopf, aber er iſt ein ſchlechter Menſch. Sie identificirt Willen und Menſch. Im Willen ſteckt der wahre und eigentliche Menſch: daher ein guter Wille mit einer geringen Intelligenz beſſer iſt, als der umgekehrte Charakter. Man entſchuldigt die Thorheit, nicht die Bosheit. Nicht der Unverſtand wird angeklagt, ſondern der böſe Wille. Wer Handlungen zu entſchuldigen hat, beruft ſich auf ſeinen guten Willen, und daß er es nicht böſe gemeint, nur nicht beſſer gewußt habe. Ganz anders beurtheilt man einen ungerechten Richterſpruch, wenn er die Folge eines Irrthums, als wenn er die Folge

der Rache oder der Bestechung ist. Im ersten Fall ist der Spruch ungerecht, im zweiten der Mann.

Auch die moralische Zufriedenheit ist ganz anderer Art, als die intellectuellen Befriedigungen, und trägt das Gefühl einer tiefen Beruhigung in sich, das jenen fehlt. Etwas von einer solchen unvergleichlichen Beruhigung liegt schon in dem Bewußtsein, mehr Unrecht erlitten als gethan zu haben, wie König Lear von sich sagt: „Ich bin ein Mann, an dem mehr gesündigt worden ist, als er gesündigt hat". Perikles, der größte Staatsmann der Griechen, soll auf seinem Sterbebett erklärt haben, es gereiche ihm zum Trost, nie einen Bürger in Trauer versetzt zu haben.

Der Wille ist das Wesen des Menschen, der Geist ist seine Begabung. Die intellectuellen Vorzüge sind Geschenke der Natur und der Gottheit. Der Wille ist man, Verstand und Genie hat man. Vergleichen wir diese beiden Grundvermögen mit den beiden Centralorganen des Leibes, so ist der Verstand mit dem Kopf (Gehirn) identisch, der Wille dagegen hat zu seinem Symbol das Herz: dieses punctum saliens, dieses perpetuum mobile des leiblichen Lebens. Es lebt zuerst, es stirbt zuletzt: «primum vivens, ultimum moriens», wie Haller gesagt hat.

Es giebt für Intelligenz und Willen keine Bezeichnung, die treffender und in allen Sprachen übereinſtimmender wäre. Das Herz als Symbol des Willens iſt gleichbedeutend mit Gemüth: das liebe Herz, „φίλον ἦτορ“.

Wie der Kopf, ſoll der Verſtand kühl ſein. Wie das Herz der Heerd der Lebenswärme, ſo iſt der Wille die Quelle der warmen Gefühle und Affecte, welche die Thatkraft anfeuern. Solange von Gründen die Rede iſt, bleiben wir kalt; ſobald aber der Wille mit ſeinen Intereſſen ins Spiel kommt, wird uns warm und heiß zu Muth. Denn das ſind wir ſelbſt. Nicht mit dem, was wir denken, ſind wir identiſch, ſondern mit dem, was wir wollen, wünſchen, begehren. Wo unſer Schatz iſt, da iſt unſer Herz und umgekehrt. Von einem ſchlechten Menſchen heißt es: „er hat ein ſchlechtes Herz“. Man ſagt: „ich hänge mein Herz an die Sache“, „es geht mir von Herzen“, „es giebt mir einen Stich ins Herz“. Aus dem Kopf entſpringen die Früchte des Geiſtes, aus dem Willen die Thatkraft: darum balſamirt man das Herz der Helden, während man von den Künſtlern, Dichtern und Denkern die Schädel aufbewahrt.

Die Selbſtbeherrſchung quillt noch aus der Selbſt-

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind ferner erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe-Schriften. Erste Reihe. (Goethes Iphigenie. Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Goethes Tasso.) 8°. brosch. M. 9.—, eleg. Halbleder geb. M. 11.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Goethes Iphigenie. 2. Aufl. 8°. brosch. M. 1.20.
Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. 8°. brosch. M. 1.80.
Goethes Tasso. 2. Aufl. 8°. br. M. 6.—, eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

Goethe-Schriften. Zweite Reihe.

Goethes Sonettenkranz. 8°. brosch. M. 2.—.

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker.) 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen". 8°. br. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—.
Schiller als Komiker. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. brosch. M. 2.—.

Schiller-Schriften. Zweite Reihe. (Schiller als Philosoph. 1. u. 2. Buch.) 8°. br. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Schiller als Philosoph. 2. neubearb. u. verm. Aufl. In zwei Büchern.
Erstes Buch. Die Jugendzeit 1779—1789. 8°. brosch. M. 2.50.
Zweites Buch. Die akademische Zeit 1789—1796. 8°. br. M. 3.50.
Beide Theile eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. 2. Ausg. 8°. brosch. M. 2.—.

Kleine Schriften. Erste Reihe. (Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik.) 8°. brosch. M. 8.—, eleg. Halbleder geb. M. 10.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Ueber die menschliche Freiheit. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 1.20.
Ueber den Witz. 2. Aufl. 8°. brosch. M. 3.—, eleg. Lwd. geb. M. 4.—.
Shakespeare und die Bacon-Mythen. 8°. brosch. M. 1.60.
Kritische Streifzüge wider die Unkritik. 8°. brosch. M. 3.20.

Kleine Schriften. Zweite Reihe.

Shakespeares Hamlet. 8°. brosch. M. 5.—, eleg. Lwd. geb. M. 6.—.

Philosophische Schriften:

1. Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. 4. Aufl. gr. 8° brosch. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—. (Sonderabdruck aus der Geschichte der neuern Philosophie.)
2. Kritik der Kantischen Philosophie. 2. Aufl. gr. 8°. br. M. 3.—.
3. Die hundertjährige Gedächtnißfeier der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Johann Gottlieb Fichtes Leben und Lehre. Spinozas Leben und Charakter. 2. Aufl. gr. 8°. br. M. 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.